

Unter Heiligen

Autor(en): **Machado de Assis, Joaquim Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **40 (1960-1961)**

Heft 10

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Der grundlegende Kampf geht um den Willen der Menschen. Dies ist der ideologische Kampf. Er vollzieht sich in Ihrem und in meinem Herzen Tag für Tag. Armeen, Verträge und wirtschaftliche Unterstützung sind notwendig, aber die Entscheidung hängt davon ab, von wem wir uns als Einzelne und als Völker führen lassen: von der Stimme des Materialismus oder von der Stimme Gottes.»

Unter Heiligen

JOAQUIM MARIA MACHADO DE ASSIS

Als ich noch Kaplan an der Kirche des hl. Franz von Paula war — so erzählt ein alter Pater —, hatte ich ein ungewöhnliches Erlebnis.

Ich wohnte neben der Kirche, und eines Nachts ging ich erst spät zu Bett. Wie immer, wenn ich spät schlafen ging, sah ich zuvor noch nach, ob die Kirchentüren auch richtig abgeschlossen seien. Ich fand sie zwar wohlverschlossen, aber unter ihnen schien mir Licht durchzuschimmern. Erschrocken lief ich weg, den Nachtwächter zu suchen, fand ihn aber nicht. Ich ging wieder zurück und blieb auf dem Platz vor der Kirche stehen, ratlos was zu tun. Das Licht war zwar verschwommen, aber für Diebe doch zu hell; außerdem stellte ich fest, daß es sich immer gleich blieb und sich auch nicht bewegte, nicht etwa von einer Seite zur anderen wanderte, wie das bei Kerzen- oder Laternenlicht von Leuten, die auf Raub ausgehen, der Fall gewesen wäre. Dieser rätselhafte Schein beunruhigte mich tief. Ich ging ins Haus, die Sakristeischlüssel zu holen — der Meßner war nicht da; er war nach Nitherohy gefahren und schlief dort. Ich bekreuzigte mich zuerst, schloß dann die Türe auf und trat ein.

Im Gang war's dunkel. Ich hatte eine Laterne mit und tat langsam, Fuß vor Fuß setzend, die ersten Schritte, voll Angst, daß meine Schuhe knacken könnten. Die erste und die zweite der Türen, die zur Kirche führten, waren verschlossen, aber man sah unter ihnen den gleichen Lichtschein, ja vielleicht noch stärker als von der Straße aus. Ich ging weiter bis ich zur dritten, offenen Türe kam. Ich stellte die Laterne in einen Winkel, breitete mein Taschentuch darüber, um von innen her nicht entdeckt zu werden, und trat noch etwas vor, um endlich sehen zu können, was da war.

Aber im nächsten Augenblick hielt ich ein; denn es kam mir tatsächlich erst jetzt zum Bewußtsein, daß ich ja gänzlich unbewaffnet war und große Gefahr

laufen konnte, wenn ich so in der Kirche auftauchte, zu meiner Verteidigung allein auf meine Hände angewiesen. Darüber verrannen noch einige Minuten. Das Licht in der Kirche war immer noch das gleiche, unbewegt den Raum füllend und von einer milchig weißen Helle, wie Kerzenlicht sie nie verbreitet. Ich vernahm auch Stimmen, die mich noch mehr bestürzten, und zwar nicht nur geflüstert oder verschwommen, sondern ganz natürlich, deutlich und ruhig, in regelrechter Unterhaltung. Was sie sagten, konnte ich nicht gleich verstehen. Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der mich zurückfahren ließ. Da zu jener Zeit die Leichname in den Kirchen beigelegt wurden, überkam mich die Vorstellung, daß es vielleicht die Toten sein könnten, die sich hier unterhielten. Entsetzt wich ich ein Stück zurück, und es bedurfte einiger Zeit, bis ich mich überwinden und wieder bis zur Türe hingehn konnte, mir dabei vorsagend, daß ein derartiger Gedanke ja Unsinn sei. Die Wirklichkeit sollte mir allerdings etwas weit Erstaunlicheres als die Zwiegespräche Verstorbener bieten. Ich empfahl meine Seele dem Herrn, bekreuzigte mich zum andern Mal und schob mich verstohlen, mit dem Rücken an der Wand Schutz suchend, vorwärts, bis ich in der Kirche stand. Und dort sah ich etwas ganz Außergewöhnliches.

Zwei der drei Heiligen der gegenüberliegenden Seite, der hl. Josef und der hl. Michael (für den, der die Kirche vom Hauptportal aus betritt, rechts), waren von ihren Postamenten herabgestiegen und saßen auf ihren Altären. Ihre Größe entsprach nicht ihren Abbildern. Sie waren wie Menschen und sprachen zu dieser Seite herüber, wo die Altäre des hl. Johannes des Täufers und des hl. Franz von Sales stehen. Ich kann nicht beschreiben, was ich empfand. Eine ganze Weile — genau auszurechnen, wie lange es war, vermag ich nicht — blieb ich wie angewurzelt stehen, ohne einen Schritt vor oder zurück tun zu können, mit gestäubten Haaren und am ganzen Leibe zitternd. Ich war zweifellos nahe daran, wahnsinnig zu werden, und stürzte nur durch Gottes Barmherzigkeit nicht in diesen Abgrund. Daß mir das bewußte Erfassen meiner eigenen Person und jeder anderen Wirklichkeit als dieser, so neuen und einzigartigen, verloren gegangen war, dessen bin ich gewiß; nur so ist die Kühnheit zu erklären, mit der ich, einige Zeit darauf, weiter in die Kirche vordrang, um auch die Gegenseite zu betrachten. Ich sah auch hier dasselbe: den hl. Franz von Sales und Johannes den Täufer von ihren Postamenten herabgestiegen, auf den Altären sitzend und sich mit den anderen Heiligen unterhaltend.

Ich war wie betäubt vor Schrecken und glaube, daß sie wohl weitersprachen, ich aber nicht einmal das Geräusch ihrer Stimmen hörte. Erst nach und nach war ich imstande, dies wahrzunehmen und zu begreifen, daß sie ihr Gespräch gar nicht unterbrochen hatten. Ich konnte die einzelnen Stimmen genau unterscheiden, hörte auch deutlich die jeweiligen Worte, ohne jedoch sofort ihren Sinn verstehen zu können. Da einer der Heiligen auf den Hauptaltar zu sprach, mußte ich meinen Kopf dorthin wenden, und da sah ich, daß der hl. Franz

von Paula, der Schutzpatron der Kirche, das gleiche tat wie die übrigen und genau so mit ihnen sprach, wie sie sich miteinander unterhielten. Die Stimmen erhoben sich nie über mittlere Lautstärke, waren aber trotzdem deutlich zu vernehmen, so als ob den Schallwellen eine besondere Resonanz verliehen sei. Aber, wenn all dies wundersam genug war, so nicht weniger das Licht, für das es keinerlei Ausgangspunkt gab, denn die Kerzen von Lampen und Leuchtern waren alle gelöscht. Es war, als ob Mondlicht einsickerte, ohne daß die Augen den Mond wahrnehmen konnten, ein Vergleich, der um so mehr zutraf, als, wäre es wirklich Mondlicht gewesen, dieses einige Stellen im Dunkeln belassen hätte, so wie es hier geschehen war. Und in einen dieser Winkel habe ich mich denn auch geflüchtet.

Ich reagierte damals willenlos, rein automatisch. Das Leben, das ich während dieser Spanne lebte, war völlig verschieden von meinem sonstigen Leben, dem früheren wie dem darnach. Man braucht nur zu bedenken, daß ich angesichts eines so seltsamen Schauspiels keinerlei Furcht empfand. Die Fähigkeit wägenden Überlegens war mir abhanden gekommen; mit Mühe konnte ich gerade noch hören und schauen.

Bald wurde mir klar, daß sie die Bitten und Gebete des Tages darlegten und miteinander besprachen. Jeder hatte etwas zu erzählen. Als unangenehme Psychologen waren sie tief in die Seelen und das Leben der Gläubigen eingedrungen und zerlegten nun die Regungen jedes einzelnen, wie der Anatom den Leichnam, mit dem Seziermesser. Johannes der Täufer und der hl. Franz von Paula, diese strengen Asketen, bezeigten manchmal tiefen Unmut und Unerbittlichkeit im Urteil. Nicht so der hl. Franz von Sales. Er hörte zu und erzählte mit derselben gütigen Nachsicht, die er auch in seinem berühmten Buch, der «Anleitung zum frommen Leben», hatte walten lassen.

So berichteten sie, jeder seinem Temperament entsprechend, und stellten ihre Betrachtungen darüber an. Es waren dabei schon Fälle aufrichtigen und unverfälschten Glaubens zur Sprache gekommen, aber auch solche der Gleichgültigkeit, Verstellung und Unbeständigkeit. Die beiden Asketen wurden darüber immer verstimmt, aber der hl. Franz von Sales erinnerte sie an den Text der Heiligen Schrift: «Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt», damit andeutend, daß nicht alle, die hier ins Gotteshaus kamen, ein reines Herz erlangen. Der hl. Johannes der Täufer schüttelte den Kopf.

«Franz von Sales, ich sage dir, in mir erwächst allmählich ein für einen Heiligen sonderbares Gefühl: ich fange an, den Glauben an die Menschheit zu verlieren.»

«Du übertreibst gern alles, Johannes», fiel ihm der heilige Bischof in die Rede, «wir sollen aber nichts übertreiben. Sieh, gerade heute ist mir hier etwas vorgekommen, das mich zum Lachen gebracht hat, dich allerdings vielleicht empört haben würde. Die Menschen sind heute nicht schlechter als zu anderen Zeiten; laßt uns abziehen, was Schlechtes in ihnen steckt, und es wird noch viel

Gutes überbleiben. Glaube mir das, und dann wirst auch du lachen müssen, wenn du meinen Fall hörst.»

«Ich?»

«Ja, du, Johannes der Täufer, und auch du, Franz von Paula, und ihr alle werdet mit mir lachen müssen. Ich, meinerseits, kann es jedenfalls tun, denn ich habe mich schon beim Herrn eingesetzt und von ihm das bewilligt bekommen, worum mich diese Person gebeten hat.»

«Welche Person?»

«Eine weit interessantere als dein Schreiber, Josef, oder dein Gelehrter, Michael. . . »

«Mag sein», unterbrach ihn der hl. Josef, «aber interessanter als die Ehebrecherin, die sich mir heute verzweifelt zu Füßen geworfen hat, kann sie kaum sein. Sie kam mit der Bitte, daß ich ihr doch das Herz vom Aussatz der Wollust reinigen möge. Sie hatte sich gerade gestern mit ihrem Geliebten verstritten, der sie mit gemeinen Beschimpfungen gekränkt hatte, und die Nacht in Tränen hingebracht. Am Morgen faßte sie den Entschluß, ihn zu verlassen und kam, um sich hier die nötige Kraft zu holen, sich aus den Krallen des Teufels zu lösen. Sie fing zu beten an, ehrlichen Herzens und aufrichtig bemüht, aber nach und nach sah ich, daß ihre Gedanken abschweiften, um sich wieder den alten Lüsten zuzuwenden. Zugleich entglitt auch ihren Worten das Leben. Es war nur noch ein laues Beten, dann wurde es kalt, schließlich rein mechanisch. Die gebetsgewohnten Lippen beteten zwar weiter, aber die Seele, die ich von meinem Postament aus von oben beobachtete, die war schon nicht mehr dabei, sondern bei dem andern. Schließlich schlug sie das Kreuz, stand auf und ging weg, ohne etwas zu erbitten.»

«Mein Fall ist besser.»

«Besser als dies?» frug der hl. Josef neugierig.

«Weit besser», erwiderte der hl. Franz von Sales, «und er ist nicht traurig, wie der dieser armen Seele, die mit dem Übel der Welt geschlagen ist, und die durch die Gnade des *Herrn* noch gerettet werden kann. Und warum sollte er denn nicht auch die andere retten? Hier habt ihr, worum es geht.»

Alle schwiegen, neigten sich gespannt ein wenig vor und warteten. Mir wurde plötzlich angst. Es schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß sie — als wären wir aus Glas — ja alles sehen, was im Innern der Menschen vor sich geht: verborgene Gedanken, krumme Absichten, geheimen Haß, und daß sie leicht auch schon in mir eine Sünde oder den Keim zu einer Sünde entdeckt haben konnten. Aber ich hatte keine Zeit, lang darüber nachzudenken; der hl. Franz von Sales begann zu sprechen.

«Mein Mann ist fünfzig Jahre alt», sagte er, «die Frau liegt krank zu Bett mit Wundrotlauf am linken Bein. Seit fünf Tagen macht er sich Sorgen, weil sich die Krankheit dauernd verschlimmert und die Wissenschaft nichts dagegen vermag. Seht übrigens, wozu es durch eine vorgefaßte Meinung der Leute

kommen kann! Niemand glaubt an die Sorgen des Sales — er hat nämlich den gleichen Namen wie ich —, niemand glaubt, daß er etwas lieben könnte, was nicht mit Geld zu tun hat, und kaum war sein Kummer bekannt, als auch schon im ganzen Viertel ein wahrer Platzregen von Witzeleien und höhnischen Reden niederging; es fehlte auch nicht an solchen, die annahmen, daß er im voraus wegen der Begräbniskosten jammere.»

«Das wäre auch ganz gut möglich gewesen», erwog der hl. Johannes.

«Aber es war nicht so. Daß er ein Wucherer und Geizkragen ist, stelle ich nicht in Abrede. Er wuchert wie das Leben und ist geizig wie der Tod. Niemand hat je den anderen unerbittlicher das Gold, das Silber, Papier und Kupfer aus der Tasche gezogen, niemand hat sie mit hartnäckigerem Eifer und größerer Pünktlichkeit gequält. Das Geldstück, das ihm in die Hand fällt, findet kaum je wieder daraus hinaus. Und alles, was ihm aus den Häusern an Gewinn verbleibt, ruht, wohlverwahrt, hinter sieben Schlössern in einem Schrank aus Eisen. Manchmal, tief in der Nacht, öffnet er diesen, betrachtet sein Geld ein paar Minuten lang und schließt ihn dann schnell wieder ab. Aber in diesen Nächten schläft er nicht, oder er schläft schlecht. Er hat keine Kinder. Sein Leben wird vom Geiz beherrscht. Er ißt nur, um nicht zu sterben, wenig und schlecht. Die Familie besteht aus der Frau und einer Negersklavin, die er vor Jahren, zusammen mit einer zweiten, gekauft hat, und zwar heimlich, als Schmuggelware. Es wird sogar behauptet, er habe sie nicht einmal bezahlt, weil der Verkäufer kurz darauf verstorben ist, ohne etwas Schriftliches zu hinterlassen. Die zweite Schwarze starb erst vor wenigen Wochen, und jetzt könnt ihr sehen, ob dieser Mann ein Spargenie ist oder nicht: Sales gab dem Leichnam die Freiheit. . . »

Und der heilige Bischof verstummte, um mit Vergnügen das Entsetzen der andern zu beobachten.

«Dem Leichnam?»

«Ja, dem Leichnam. Er ließ die Sklavin als freie und mittellose Person eingraben, um nicht für die Begräbniskosten aufkommen zu müssen. Wenn auch nur wenig, so war es immerhin etwas. Und für ihn gibt's kein wenig: kleine Wassertröpfchen überschwemmen Straßen. Keinerlei Wunsch in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, keine einzige vornehme Liebhaberei. All das kostet Geld, und er sagt, daß ihm das Geld nicht vom Himmel fällt. Ganz wenig Verkehr, nie einen Erholungsaufenthalt für die Familie. Er hört sich Anekdoten aus dem Leben anderer Leute an und gibt sie weiter; das ist ein Geschenk, das nichts kostet.

«Da kann man verstehen, daß die Leute seinem Kummer keinen Glauben schenkten», bemerkte der hl. Michael nachdenklich.

«Ich will dem nicht widersprechen; denn die Welt sieht immer nur die Oberfläche der Dinge. Die Welt sieht nicht, daß, abgesehen von ihrer Eigenschaft als einer vorzüglichen Wirtschafterin, wozu sie von ihm erzogen wurde,

und der, über zwanzig Jahre seine Vertraute gewesen zu sein, die Frau dieses Sales von ihrem Mann aufrichtig geliebt wird. Erschrick nicht, Michael; dieser ungewöhnlich harten Mauer entsproß eine Blume, farblos und ohne Duft, aber Blume. In der Pflanzenwelt der Gefühle gibt es solche Abarten. Sales liebt seine Frau; er ist traurig und gerät ganz außer sich beim Gedanken, sie zu verlieren. Heute morgen, in aller Frühe — er hatte die Nacht kaum zwei Stunden geschlafen — fing er an, das bevorstehende Unglück genau zu überdenken. An der Erde verzweifelnd, wandte er sich Gott zu; er gedachte unser und insbesondere meiner als seines Namenspatrons. Nur ein Wunder konnte sie noch retten; so beschloß er, hierherzukommen. Er wohnt ganz nah und kam im Laufschrift angerannt. Als er hier eintrat, leuchteten seine Augen voller Hoffnung. Das konnte das Licht des Glaubens sein, aber es war etwas anderes, sehr eigenartiges, wovon ich gleich berichten will. Und darauf gebt nun, bitte, ganz besonders acht.»

Ich sah, wie die Oberkörper sich noch weiter vorbeugten. Auch ich konnte mich dieser Bewegung nicht entziehen und ging einen Schritt vor. Der Heilige aber fuhr fort, zu erzählen:

«Als Sales der Gedanke kam, in die Kirche zu gehn, mich um Fürsprache für das Leben seiner Frau zu bitten, hatte er die für einen Wucherer bezeichnende Idee, mir ein Wachsbein zu geloben. Es war nicht der Gläubige, der auf diese Weise die Erinnerung an die rettende Hilfe im Sinnbild festhalten will, es war der Wucherer, der durch die Aussicht auf Gewinn die göttliche Gnade erzwingen wollte. Und nicht allein der Wucher sprach daraus, sondern auch der Geiz. Denn tatsächlich glaubte der Geizhals, mit dem Entschluß, ein solches Gelöbnis zu tun, zu zeigen, daß ihm ernsthaft am Leben seiner Frau gelegen war, sind Ausgaben doch der beste Beweis. «Man liebt nur das wirklich und von Herzen, wofür man Geld bezahlt», sagte ihm eine innere Stimme aus dunklem Mund. Ihr wißt ja, solche Gedanken gewinnen nicht, wie andere, feste Gestalt; sie entspringen dem tiefsten Grund des Charakters und verbleiben im Halbdunkel des Bewußtseins. Aber ich las das alles in seinem Innern, gleich als er so aufgeregter eintrat, die Augen glänzend vor sicherer Hoffnung. Ich las das alles und wartete nur darauf, daß er das Bekreuzigen beenden und zu beten anfangen würde.»

«Wenigstens hat er noch eine Ahnung von der Religion», erwog der hl. Josef.

«Eine Ahnung schon, aber sehr verschwommen und berechnend. Er ist nie einer Bruderschaft oder Dritten Orden beigetreten, weil man dort für sich in Anspruch nimmt, was dem *Herrn* gehört. Das sagte er, um Frömmigkeit und Geldbeutel in Einklang zu bringen. Aber man kann nicht alles haben; fest steht, daß er Gott fürchtet und an die Lehre der Kirche glaubt.»

«Nun gut, er kniete nieder und betete.»

«Betete. Und während er betete, sah ich die arme Seele, die ehrliche Qualen litt, wenngleich sich die Hoffnung allmählich zu intuitiver Gewißheit wandelte.

Gott mußte die Kranke retten, er mußte es tun, dank meiner Vermittlung — und ich würde vermitteln. Das war es, was er dachte, während die Lippen die Worte des Gebetes wiederholten. Als er mit Beten zu Ende war, verharrte er noch eine Weile mit gefalteten Händen, in Betrachtung versunken. Schließlich sprach der Mund des Mannes wie mechanisch, sprach um seinen Schmerz zu bekennen und zu beschwören, daß keine andere Hand als die des *Herrn* den Schlag aufhalten könne. Die Frau wird sterben... sterben... sterben... Und er wiederholte dies immer wieder, ohne davon loszukommen. Die Frau wird sterben. Weiter kam er nicht. Bereit, Bitte und Gelübde vorzubringen, fand er doch keine dafür geeigneten Worte, auch keine nur annähernd geeigneten, und wären sie auch zweifelhaft; er fand einfach nichts, so lange war er es schon entwöhnt, etwas herzugeben. Schließlich kam die Bitte heraus: die Frau war am Sterben, und er bat mich, sie zu retten und beim *Herrn* für sie zu bitten. Aber das Gelübde, das wollte nicht zum Vorschein kommen. Im gleichen Augenblick, in dem der Mund das erste Wort zu bilden suchte, griff ihm die Kralle des Geizes in die Eingeweide und ließ nichts heraus. Daß ich sie retten... , daß ich mich bei Gott für sie verwenden möge...

In der Luft zeichnete sich vor seinen Augen das Wachsbein ab und gleich darauf das Geldstück, das es kosten würde. Das Bein verschwand, aber die Münze blieb, rund, glänzend, gelb, reines Gold, durch und durch aus Gold, besserem als dem der Leuchter auf meinem Altar, die nur schwach vergoldet waren. Wohin er die Augen auch wenden mochte, immer sah er die Münze vor sich, die sich drehte, drehte und auf und nieder tanzte. Seine Augen tasteten sie aus der Ferne ab und ließen ihn die Kälte des Metalls spüren, ja sogar wie sich die Prägung auf der Bildseite abhob. Es gab keinen Zweifel, was dort in der Luft hing und sich töricht drehte, war die alte Freundin langer Jahre, die Gefährtin seiner Tage und Nächte; sie war's, die von der Decke herunterglitt oder vom Boden nach oben stieg, die über den Altar von der Epistel zum Evangelium hinrollte oder im Gehänge des Kronleuchters herumklingelte.

Das Flehen seiner Augen und die tiefe Traurigkeit darin waren nun noch stärker und unverkennbar von innen her bedingt. Ich sah, wie sie sich auf mich richteten, nichts wie Zerknirschung, Unterwerfung und Hilflosigkeit. Und der Mund murmelte abgerissene Worte — «Gott», «die Engel der *Herrn*», «die heiligen Wunden» —, Worte voller Tränen und dunklem Erzittern, als ob damit die Aufrichtigkeit des Glaubens und die unendliche Größe des Schmerzes ausgemalt werden sollten. Nur das Gelübde des Beines, das kam nicht heraus. Gleich einer Person, die alle Kraft zusammennimmt, um über einen tiefen Graben zu springen, starrte die Seele unverwandt auf den Tod der Frau und verbohrt sich in die Verzweiflung, die dieser ihm bringen würde; aber am Rand des Grabens, im Augenblick des Absprungs, wich sie zurück. Vor ihr tauchte die Münze auf, und das Gelübde verblieb im Herzen des Mannes.

Die Zeit verrann. Die Halluzination steigerte sich; denn aus der einen Münze, die immer rascher auf und nieder sprang, wurden zusehends viele, eine unendliche Menge, wie es schien, und der Konflikt wurde von Mal zu Mal tragischer. Plötzlich ließ die Angst, die Frau könne schon am Verscheiden sein, dem Mann das Blut in den Adern stocken, und er wollte nun den Sprung wagen. Sie konnte am Verscheiden sein. . . Er flehte mich an, mich für sie zu verwenden, sie zu retten. . .

Da gab ihm der Dämon des Geizes eine neue Transaktion ein, einen Tausch im Zahlungsmittel, indem er ihm vorsagte, daß der Wert des Gebetes besonders groß und weit erhabener sei als der irdischer Werke. Und den Rücken gebeugt, zerknirscht, die Hände gefaltet, mit einem Blick voller Demut, Hilfslosigkeit und Ergebung, flehte mich Sales an, daß ich ihm die Frau retten möge. Daß ich ihm die Frau retten möge. . . Und er gelobte mir dafür dreihundert — nicht weniger — dreihundert Paternoster und dreihundert Ave Marias. Er wiederholte eindringlich: dreihundert, dreihundert, dreihundert. . . Und ging noch höher, kam zu fünfhundert, zu tausend Paternoster und tausend Ave Marias. Er sah diese Summe nicht in Worten ausgeschrieben vor sich, sondern in Zahlen, als ob sie dadurch lebendiger und genauer und die Verpflichtung größer würde, größer auch die Verlockung. Tausend Paternoster, tausend Ave Marias. Und wieder kamen die Worte voller Tränen und dunklem Erzittern, «die heiligen Wunden», «die Engel der *Herrn*» . . . 1000 . . . 1000 . . . 1000 . . . Die vier Ziffern wuchsen schließlich in solchem Maße an, daß sie die Kirche von oben bis unten füllten, und mit ihnen wuchsen der Eifer des Mannes und zugleich auch das Vertrauen. Immer schneller und ungestümer, einander fast überstürzend, kam's ihm über die Lippen, das Wort: tausend, tausend, tausend, tausend. . . Nun ja, lassn wir's, ihr könnt darüber lachen, so viel ihr wollt», schloß der hl. Franz von Sales.

Und die übrigen Heiligen lachten wirklich, nicht mit dem schallend überheblichen Gelächter der Götter Homers, als diese den hinkenden Vulcanus bei Tisch bedienen sahen, aber mit einem bescheidenen, stillen, frommen und katholischen Lächeln.

Danach konnte ich nichts mehr hören. Ich fiel glatt zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, war es heller Tag. . . Ich beeilte mich, alle Türen und Fenster der Kirche und der Sakristei zu öffnen, um die Sonne hereinzulassen, die Feindin der schlechten Träume.

Aus dem Portugiesischen übertragen von Thekla Lepsius

Joaquim Maria Machado de Assis (Rio de Janeiro, 1839–1908) ist die überragendste Erscheinung der brasilianischen Literatur. Er ist ein Klassiker der portugiesischen Sprache, dessen Werke in der Reihe vollendeter Prosa der Weltliteratur eingeordnet worden sind. — Im Manesse-Verlag sind in deutscher Übertragung seine beiden Romane «Nachträgliche Memoiren des Bras Cubas» und «Dom Casmurro» erschienen.